

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

In einer Ecke steht sogar eine alte Stallaterne, in der ein Lichtstumpf steckt. Wie kommt sie wohl hierher? Sie passt so wenig zu der, trotz ihres Verfalles, wertvollen Einrichtung.

Annemarie kommt aus dem Staunen nicht heraus.

Wie ein Kind geht sie von einem Gegenstand zum anderen, betastet alles, verlangt von dem leblosen Gerät des Rätsels Lösung. Sie ist eigentlich im Grund ihrer Seele enttäuscht.

Da, wo sie Geheimnisvolles erhoffte, vielleicht die Spur von Sieglindens verschollenem Liebesleben, findet sie eine Einrichtung, wie jeder Saal des Schlosses sie vorweist, und deren Vorhandensein die alte Amme ihr heute abend erklären wird.

Schon setzt sie den Fuss auf die erste Stufe der Wendeltreppe, die zum Söller führt; sie schaut sich noch einmal um und hemmt plötzlich den Schritt: dort, neben dem Kamin, just an der Stelle, wo der schräge Sonnenstrahl die Wand berührt, glitzert es zwischen den Steinen. Diese haben sich gelockert, ein Stein hat sich sogar gelöst, und was hinter dieser Öffnung schimmert, ist Metall!

Mit bebenden Händen tastet Annemarie die entblösste Stelle entlang; kein Zweifel! das ist Eisen! hier muss eine Türe sein!

Ihre Pulse flattern, das Herz schlägt ihr bis zum Halse hinauf: sollte sie vor des Turmes Geheimnis stehen?

Ihre Finger krallen sich in die Öffnung, reißen Stein um Stein heraus. Diese müssen nur leicht gefügt oder durch die Zeit gelockert sein, denn ihre jungen Kräfte werden spielend damit fertig.

Ihr Ahnen hat sie nicht getäuscht: hinter der leichten Mauerbekleidung liegt eine Türe, eine massige, schwer-eiserne Türe!

Ein leises Gruseln, mit Neugierde gemischt, durchrieselt sie.

Ihre Hände tasten über das kalte Metall, rütteln an dem mächtigen

Schloss, suchen in der Mauervertiefung nach einem Schlüssel, den ihre ungeduldigen Finger vorhin vielleicht gestreift und abgerissen haben.

Nichts!

Ihr suchender Blick irrt über die Wände, bleibt an der angelehnten Türe hängen, in der noch «Blaubarts» Schlüssel steckt.

Mit einem Sprung ist sie hin und zurück, hält den Schlüssel in bebenden Händen und kann vor lauter Erregung ihre tastenden Finger nicht bemeistern.

Ein Freudenschrei! Der Schlüssel schmiegt sich ohne Mühe in das Schloss, lässt sich drehen. Die Türe gibt nach; eine dunkle Öffnung gähnt ihr entgegen; ein kühler Luftzug, der nach Moder und feuchter Erde riecht, schlägt ihr ins Gesicht.

Annemarie schreckt unwillkürlich zurück. Soll sie nicht lieber den Gärtner holen, oder den alten Kutscher, damit sie mit ihr hinuntersteigen in diese unheimliche Finsternis? Doch sofort schüttelt sie verneinend den Kopf. Die würden schliesslich ohne die Zustimmung des Vaters nichts unternehmen wollen, und wenn der Vater dieselbe verweigerte, würde sie nie erfahren, was sich hier, hinter der geheimnisvollen Tür, verbarg. Nein! der Reiz des Abenteuers übertönt die Stimme der Vernunft. Sie beugt sich über den Rand der Öffnung: so weit sie sehen kann scheint da ein Weg zu sein, der abwärts führt.

Wenn sie nur ein Licht hätte! denn ohne Licht kann sie sich nicht in den unheimlich dunklen Gang wagen.

Da fällt ihr die alte Stallaterne ein, die so wenig zu der reizenden Einrichtung passte.

Gott sei Dank! es steckt noch ein Kerzenstumpf darin, der kann bis an das Ende ihrer Entdeckungsreise reichen.

Zündhölzer hat sie für jeden Fall in die Tasche gesteckt; im Handum-

drehen ist das Licht angezündet, und Annemarie setzt behutsam ihren Fuss ins Unbekannte.

Der flackernde Kerzenschein spielt auf den ausgemauerten, glatten Wänden, wirft tanzende Schatten auf den Weg, der langsam, aber auffallend in die Tiefe führt. Annemarie muss sich bücken, denn der Gang hat kaum Manneshöhe.

Er scheint sich ins Unendliche zu ziehen; und sinkt jetzt stärker. Sie möchte fast umkehren. Wie lang ist sie schon in dieser Dunkelheit?

Es legt sich beklemmend um ihren frischen Mut, das Atmen wird ihr schwer in der dumpfen Luft, der Rücken schmerzt von dem gebückten Laufen.

Sie wendet sich um, leuchtet zurück: gähnende Finsternis hinter ihr, abgrundtiefe Finsternis zu ihren Füßen.

Sie will doch lieber Umkehr halten.

Da glaubt sie einen leisen, ganz leichten Luftzug zu verspüren. Sie atmet unwillkürlich auf; sie muss sich dem Freien nähern.

Tapfer schreitet sie wieder vorwärts, sich mit der freien Hand an der Wand haltend, so steil ist jetzt der Abstieg geworden.

Hat sich ihr Auge an die Dunkelheit gewohnt, oder schimmert ihr wirklich ein leises Dämmern entgegen?

Sie beschleunigt ihren Schritt, kommt ins Rutschen. Da fühlt sie festen Boden unter ihren Füßen. Ein kalter Luftzug strömt ihr entgegen, lässt sie leicht erschauern.

Noch einige Schritte, und sie steht am Eingang eines kreisrunden Raumes.

Ein plötzliches Frösteln schüttelt sie. Es herrscht da drinnen eine sonderbare dumpfe Düsterteit. Sie legt sich wie Bleigewicht um die Glieder, benimmt den Atem.

Ihr Blick streift die Wände entlang, misst die Höhe: ein leiser Schrei ent-

weicht ihren Lippen, klingt gedämpft von den Wänden wieder: oben, weit oben, in unerreichbarer Ferne, schimmert ein fernes, fahles Licht.

Das muss die Sonne sein, der leuchtende, wärme trunkene Sommertag!

Sie schüttelt das Grauen gewaltsam ab, das sie umfassen hält: der Weg ist ja hinter ihr, der Weg zum Licht, zum Leben, zur Sonne! Sie braucht sich nur zu wenden, den langen Gang zurückzuschreiten, und sie ist erlöst!

Erlöst von diesem sonderbar einengenden Gefühl, das ihr Herz wie ein verängstigt Vögelein flattern lässt.

Noch einmal erhebt sie den Arm, leuchtet in die Runde, tritt einen Schritt vor. Da stösst ihr Fuss an etwas, das leise klingend, mit einem matten Ton, zusammenfällt.

Und wie sie sich bückt, um danach zu schauen, grinsen sie, im zitternden Licht der Kerze, die hohlen Augen eines Totenschädels an.

Mit einem Schrei des Entsetzens weicht sie zurück.

Das Licht schwankt in ihrer bebenden Hand, wühlt aus der gähnenden Finsternis zu ihren Füßen Totengerippe, Gebeine, andere Totenschädel heraus! Der ganze Boden scheint mit Toten gepflastert zu sein!

Wo sie hinschaut, glotzen sie die leeren Augen an! Fleischlose Hände strecken sich ihr entgegen, und dort, ihr gerade gegenüber, liegt ein gekrümmtes Gerippe, das sich noch im Toteskampf zu winden scheint.

Annemarie steht wie gebannt: sie will schreien, die Kehle ist ihr zugeschnürt! Sie will fliehen, ihre Füße sind wie festgewurzelt!

Kalter Schweiß bricht aus ihren Poren, die Zähne schlagen wie im Frost aufeinander, ein krampfartiges Zittern schüttelt sie, löst ihre Finger, und mit dumpfem Schall fällt die Laterne zu Boden.

Das Klirren des brechenden Glases löst den lähmenden Bann, der sie umfassen hielt. Mit einem Schrei, der nichts mehr Menschliches hat, stürzt sie vorwärts.

Fort, fort aus diesem Grabe, fort aus diesem Ort des Schreckens, wo der Tod zu Hause ist!

Sie strauchelt über Knochen, ihr Fuss verstrickt sich in dem Gewirr der Gerippe.

Mein Gott! mein Gott! strecken sich nicht die Knochenhände nach ihr aus, um sie zu unklammern? Sind die Toten aufgewacht, die Toten, deren Ruhe sie störte, und wollen sie festhalten?

Dem Wahnsinn nahe, reisst sie sich los, stolpert, stürzt vorwärts, und ihr Kopf schlägt mit aller Gewalt gegen die Wand, wo sie den Ausgang suchte.

Vor Schmerz betäubt, sinkt sie zusammen. Wie ein Blitz durchzuckt sie der Gedanke: Lebendig begraben! . . . und sie verliert das Bewusstsein . . .

Als Annemarie nach stundenlanger Ohnmacht die Augen öffnete, war das erste, was sie sah, fern, unerreichbar fern, ein Stückchen Himmel, der sie zu grüssen schien.

Und während sie langsam ins Leben zurückkehrte, haftete ihr Blick an diesem tröstenden Licht, klammerte sich daran, als sollte von dort die Erlösung kommen.

Wo war sie? Was war geschehen?

Sie wollte sich aufrichten: Ein brennender Schmerz über der Stirn liess sie aufstöhnen, und als ihre Hand nach der schmerzenden Stelle griff, fühlte sie es warm über ihre Finger rieseln.

Blut!

Und da auf einmal, war die Erinnerung an das Geschehene da! Wie ein Blitz durchfuhr es sie: Sie lag in dem Burgverliess! Denn es musste das längst vergessene, längst aufgegebene

Burgverliess sein, in das sie geraten war.

In ihrem schmerzenden Gehirn kreisen die Gedanken in tollem Wirbel, führen sie den Weg zurück, der sie in diese düstere, dumpfe Grube brachte: Das Turmzimmer, der Abstieg, der gemauerte Gang, der kreisrunde Raum, wo ganz oben wie ein fernes Auge, der lachende Sommerhimmel leuchtete, und . . . und . . .

Hier ist eine Lücke, die ihre Gedanken nicht überbrücken können.

Und dann?

Plötzlich steht das Entsetzliche greifbar vor ihren Augen: — die Toten!

Die Toten! Die Gerippe! Die leeren Augen! Die fleischlosen, dünnen Finger! Sie will sich aufrichten, will fliehen. Ihre Hände greifen rechts und links in totes Gebein.

Mit einem Röcheln fällt sie bewusstlos zurück. . .

Wie lange mochte diese zweite Ohnmacht gedauert haben?

Als Annemarie die Augen wieder öffnete, leuchtete oben, im sanddunkeln Nachthimmel, ein einsamer Stern, leuchtete herunter in ihre grauenvolle Verlassenheit, wie ein Gruss aus einer anderen, lichten Welt, liess sie vergessen, wo sie war, hüllte ihre fieberumnachteten Sinne in wohltuende Vergessenheit.

Wenn nur der Kopf nicht so schmerzen wollte!

Es hämmerte in ihren Schläfen, es stach und bohrte in ihrem Hirn, als ob der Kopf zerspringen wollte.

Sie fror in der feuchten Nachtluft, und doch rann es ihr wie Feuer durch die Adern.

Ein quälender Durst peinigte sie, liess ihr die Zunge am Gaumen kleben, trocknete ihr die Kehle aus.

— Wasser! — sie stöhnte. — Ums Himmels Willen, Wasser! So helf mir doch! —

Sie spricht im Fieber vor sich hin, murmelt unzusammenhängende Worte, und immer wieder, wie eine eintönige Litanei, dieses flehende Gebet: Mein Gott! Erbarmen! —

Und mit dem steigenden Fieber, steigt das Entsetzen: Die toten Augen werden lebendig, glotzen wie feurige Kugeln aus starren Höhlen, die Knochenfinger greifen nach ihr; durch das dünne Kleid hindurch fühlt sie ihren harten, unbarmherzigen Griff, der sie in Todeskälte erschauern lässt.

Die Gebeine erzittern in neuem Leben, wirbeln um sie herum in klapperndem, rasselndem Totentanz. Und sie fühlt sich mitgerissen in dies atemraubende Kreisen. Die Wände schaukeln leise hin und her, sogar der ferne Himmel scheint sich zu bewegen, dreht sich schneller, immer schneller, in rasender Hast: Sie ist nur noch ein fieberndes Etwas, das auf dem Meer der Bewusstlosigkeit treibt.

Im Schloss hatte man die junge Herrin zuerst nicht vermisst. Man war es gewohnt, dass sie stundenlang im Park herumstreifte und nur zu den Mahlzeiten erschien.

Die Tischglocke hatte schon zweimal geläutet, der Freiherr ging ungeduldig in seinem Zimmer auf und ab, und als auch beim dritten Glockenschlag seine Tochter nicht erschien, setzt er sich allein zu Tisch. Es war keine Unruhe in ihm, nur eine Missver Stimmung: Er hasste Unpünktlichkeit über alles.

Die Dämmerung hatte leise die farbenreiche Sonnenpracht abgetönt.

Stern um Stern erschien am verblassten Himmel; zitterten wie Tränen am farblosen Firmament, wo Tag und Nacht noch miteinander kämpften; wurden zu funkelnden Lichtern, als die siegreiche Nacht mit samtweicher Hand den letzten Tagesschimmer ausgelöscht.

Annemarie war noch immer nicht zurückgekehrt.

Da hielt es die alte Amme nicht mehr aus.

Von Angst gequält, klopfte sie an die Tür des Freiherrn, der, in Gedanken versunken, am offenen Fenster seines Zimmers stand und in die werdende Nacht hinauschaute.

Vor dieser blassen, zitternden Frau, die in ihrer Angst nur noch stammeln konnte, wich seine gleichgültige Ruhe.

Wie an jenem fernen Abend, wo ihn die Schreckensbotschaft getroffen, die sein Leben vernichtete, ist sein trübes Innenleben aufgerüttelt. Angstbeflügelten Schrittes eilt er der zitternden Frau voraus.

Die Diensthofen sind versammelt. Mit kurzer, harter Stimme, gibt er Befehle: Den Park durchstöbern, die Teichgegend absuchen, den Teich selbst ergründen, soweit es die einbrechende Dunkelheit erlaubt.

Er selbst geht mit zwei Männern voraus.

Stundenlang suchen sie den nächtlichen Park ab, lassen keinen Busch unerforscht, kehren immer wieder zum Teich zurück.

Wie auf Verabredung wagt sich keiner in die Nähe des unheimlichen Ortes: Aberglauben, Angst, dieses unbestimmte Gruseln, welches nachts gewisse Stätte umkreist, hält sie fern.

Und der Freiherr selbst denkt mit keinem Gedanken an den unheilbringenden Turm, wo er sein Glück zu Grabe trug.

Seit er ihn abgeschlossen und den Schlüssel im geheimen Schrein verborgen, hat er die verhängnisvolle Stätte nicht mehr betreten.

Müde, stumm, kehren sie zurück.

Nur das leise Weinen der Amme unterbricht die Stille.

Der Freiherr geht allen voran; sein Auge hat keine Tränen, aber sein Schritt ist schwerfällig und müde, als

schleppte er die Last der Tage, die Last des Unglücks, das ihn verfolgt.

Jetzt bleibt noch das Schloss zu untersuchen, dann will er die Leute zur Ruhe schicken.

Im Erdgeschoss fangen sie an, leuchten in alle Winkel, stöbern die verborgenen Ecken nach.

Noch bleibt allein das Lesezimmer zu erforschen. Der Freiherr tritt als Erster ein: Alles in Ordnung! Und doch scheint seinem seit Jahren gewohnten Blick etwas zu fehlen.

Was ist es nur?

Er schreitet die langen Bücherregale ab und hält jäh inne.

Ein unterdrückter Schrei!

Da, ja da, stand doch immer die kleine geschnitzte Truhe, in der...

Sein scharfgewordener Blick umfaßt sekundenlang das ganze Bild, erspäht im Schatten eines Regales ein scheinbar in Hast verborgenes Etwas, das ihm an der Stelle fremd erscheint.

Mit einigen Schritten hat er den Saal durchquert und hält in zitternden Händen die Truhe, in der er einst den verhängnisvollen Schlüssel verbarg.

Ein Stück des Schnitzwerkes ist abgebrochen, und als er die Feder spielen läßt, gähnt ihm Leere entgegen.

Das Kästchen ist seinen Händen entglitten; mit Blitzesgewalt durchzuckt ihn ein Ahnen des Geschehenen.

— Zum Turm! —

Er ruft es schon im Laufen, und lie anderen, die zuerst gezögert, werden von seiner Hast mitgerissen.

Er läuft durch den nachtdunklen Park.

Ein Gedanke nur beherrscht ihn, beflügelt seinen Schritt: Wenn es zu spät wäre!

Der Weg scheint ihm endlos, wie die Wege, die man im Traume wandelt. Da schimmert ihm durch die dunklen Tannen etwas Lichtes entgegen, läßt einen Herzschlag lang seinen Fuß stocken: Der Turm!

Vom Frieden der weichen Sommernacht umhegt, schlummert er, traumunwoben.

Welch neues, grauenvolles Geheimnis deckt seine unheilvolle Ruhe? Der Freiherr hat ihn als Erster erreicht; die anderen, deren zögernder Schritt sich beschleunigt, drängen sich hinter ihn durch die angelehnte Türe, umfassen mit einem Gemisch von Neugier, Furcht und leiser Enttäuschung den verrufenen Raum, der so gar nichts Besonderes aufweist.

Bleich bis an die Lippen, mit verzerrten Zügen, läßt der Freiherr das hochehobene Licht der Laterne durch den Raum gleiten.

Es zittert über die Wände hin, wirft unheimliche Streifschatten, die gespensterhaft flackern und bleibt an der weitgeöffneten Türe neben dem Kamin hängen.

Franz von Lissenhausen tritt unwillkürlich einen Schritt zurück, kaltes Gruseln überläuft ihn. Was ist da geschehen?

Durch die Gruppe der Dienstboten ist ein Schauer gegangen. Ihr abergläubischer Sinn, durch die Geschehnisse dieser unheimlichen Nacht noch gereizt, glaubt schon Gespenster zu sehen.

Mit einem Schrei des Entsetzens, einander überrennend, fliehen sie die verfemte Stätte.

Die treue Amme allein ist zurückgeblieben.

Von Angst geschüttelt, ist sie in die Knie gesunken; sie schlägt Kreuz über Kreuz, stammelt wirre Gebete.

Die feige Furcht der anderen belebt des Freiherren sinkender Mut. Was auch Schreckhaftes seiner harren mag, sein Kind ist in Gefahr, ist vielleicht schon...

Er denkt den Gedanken nicht fertig. Mit einem Sprung stürzt er vorwärts, tritt in die weitgeöffnete Türe und wird von dem dunkelgährenden Schlund verschlungen. Eine Zeit lang

klings ihm noch das unverständliche Murmeln der Gebete nach, dann umfängt ihn Grabesstille.

Schneller, immer schneller wird sein Schritt.

Nur ein Gedanke lebt noch in ihm, alles andere übertönend: Annemarie, sein Kind! In diesem verbitterten Herzen, das jeder weichen Regung unfähig schien, ist in der Stunde der Gefahr in wunderbarer Weise ein ihm unbekanntes Gefühl ersprossen: Liebe und Sorge um das einzige Kind!

Der Weg wird immer abschüssiger, zieht ihn vorwärts; er gleitet aus, erhebt sich mit zerschundenen Händen, eilt weiter, unachtend der Gefahr, die ihm vielleicht droht.

— Annemarie! —

Der Schrei hallt dumpf von den Wänden wieder.

Keine Antwort!

Plötzlich stockt sein Fuss: Ein leises Murmeln klingt ihm entgegen und wird immer deutlicher.

— Annemarie! —

Keine Antwort!

Mit wem spricht sie denn, so einönig und singend?

Noch ein letzter Kraftaufwand; er steht am Eingang des Verliesses.

Der erste Strahl seiner Laterne fällt in das Antlitz seiner Tochter: Blutüberströmt, starrt es ihn aus glasigen Augen an; hell und singend, wie ein murmelnder Quell sprudeln Worte von ihren Lippen.

In ihren Händen hält sie einen Totenschädel, wiegt ihn hin und her, wie ein Kind, das seine Puppe in Schlaf wiegt.

Vor diesem grauenerregenden Bild fühlt der Freiherr seine Kräfte schwinden. Es legt sich lähmend um seine Glieder, hält seinen Willen mit eisernem Griff umspannt.

Er kann den Blick nicht wenden von dieser zusammengesunkenen Jammergestalt, deren verstörter Blick ihn

nicht sieht, deren umnachteten Sinne nicht einmal seine Gegenwart spüren.

Ein unendliches Mitleid wirft ihn in die Knie, lässt ihn den fiebergeschüttelten Körper umfassen. Keine Träne rinnt über sein Antlitz, aber alle die liebenden Worte, die sein schmerzversteinert, verbittertes Herz nie gesprochen, quellen über seine Lippen, umkosen das Kind in seinen Armen.

Annemarie lässt es willenlos geschehen, ohne das eintönige Singen, das wiegende Spiel ihrer Hände zu unterbrechen.

Da packt ihn eine wilde Verzweiflung: retten, was noch zu retten ist! Alle seine Kräfte anstrengend, hebt er sie auf, bettet ihr blutüberbranntes Haupt an seine Schulter, und sie mit mächtigen Armen umfassend, schreitet er dem Ausgang zu.

Noch einen letzten Blick sendet er zurück, umfasst in einem einzigen Augenblick, der Ewigkeiten wertet, das grauenvolle Bild: die starren Gerippe, die grinsenden Schädel, und oben ganz oben, unerreichbar fern, der einsame Stern im nachtdunkeln Himmel.

— Das Burgverliess! — murmelt er schauernd.

Er keucht unter seiner Last. Mühsam, Schritt für Schritt, geht er den Weg zurück, den er vorhin von Angst getrieben, heruntereilte.

Er glaubt zusammenbrechen zu müssen, so schwer ruht der junge Körper in seinen Armen.

Endlich, endlich, sieht er in der Ferne ein Licht schimmern.

Fast bewusstlos wankt er darauf zu. Und als er mit seiner unheimlichen Last in der Tür des Turmzimmers erscheint, weichen die unterdes zurückgeeilten Dienstboten vor diesem Schreckensbild schauernd zurück.

*

Wochenlang schwebte Annemarie zwischen Leben und Tod.

Als ihre junge Kraft siegreich aus dem dunklen Kampf hervorging, war ihr Körper genesen, ihr Geist aber blieb umnachtet.

Sie konnte stundenlang stillsitzen, sinnlose Worte vor sich himurmeln, mit suchenden Händen umhertastend.

Wenn man sie aus diesem Traumzustand aufschreckte, verzerrten sich ihre Züge in jäher Angst und Abwehr, und, von Unruhe gepeitscht, jagte sie treppauf, treppab, durch alle Räume des gewaltigen Schlosses, nirgends Ruhe findend, bis der sinkende Abend sie umfing und dem alles erlösenden Schlummer überlieferte.

Der Freiherr hatte dieses zweite Unglück, der seinen Lebenswillen bis ins Mark traf, nicht überlebt. Als Annemaries siegende Jugend dem Tod entglitt, wurde er zu Grabe getragen.

Einmal noch war er zum Turm zurückgekehrt, war von einem herzhaften Diener begleitet, am hellichten Tag den Leidensweg dieser Schreckensnacht noch einmal gegangen.

Mit taghellen freien Sinnen hatten sie das Verliess untersucht, und, was ihm in der Verwirrung und Erschütterung dieser Unglücksnacht entgangen, hier kam es zu Tage: es waren Kindergebeine, die ihre suchenden Hände fanden, zarte, von der Zeit kaum angegriffene Kindergerippe!

Wie kamen die wohl hierher?

Ratlos blickten die Suchenden umher.

Der einzige Zugang zu dem Verliess ging durch den Turm.

Seit beinahe zwanzig Jahren lag der Schlüssel wohlverwahrt in der geschnitzten Truhe des Bibliotheksaales. Jahrhunderte lang war die Tür zu dem unterirdischen Gang zugemauert gewesen, und wahrscheinlich erst seit dem geheimnisvollen Tod der Freiin durch das Lockern der Steine freigelegt.

Also?

Sie klopfen die Wände ab; vergebens! Nirgends ein hohler Ton, der auf einen anderen Zugang schliessen liess.

Der suchende Blick des Freiherrn blieb an dem Stück Himmel haften, der in klarem Blau herunterlächelte in die grause Finsternis dieses Massengrabes, und wie eine Offenbarung durchzuckte ihn die Wahrheit:

So weit er sich erinnern konnte, und schon zu Zeiten seines Vaters und Grossvaters, geschah es, dass im Dorf von Zeit zu Zeit, ein Kind verschwand, dessen Spur nie mehr gefunden wurde. Der Aberglaube hatte sich dieses Geschehnisses bemächtigt: die gleichen Umstände, die gleiche Jahreszeit, — es war immer um die Beerenzeit geschehen — schlossen ein Verbrechen aus, und die Volksstimme hatte übernatürliche Mächte mit diesem rätselhaften Verschwinden in Zusammenhang gebracht: Lockung böser Geister, verzauberte Kräfte, welche die ahnungslosen Kinder ins Verderben zogen. Die Tatsache war da: von Zeit zu Zeit kehrte einer der kleinen Beerensucher nicht mehr zurück.

Und hier lag nun, nach so langen Jahren, des Rätsels Lösung.

Wenn die, von der Fülle der Beeren Verlockten, vom Wege abschweiften, und ins Gestrüpp gerieten, verloren sie plötzlich Fuss und fielen zerschmettert in das, unter dichten Brombeerranken offenliegende Verliess, das seine Opfer nicht mehr freigab.

Wieviel verzweifelte Todeskämpfe mochten hier ausgekämpft worden, wieviel Hilferufe an den unerbittlichen Mauern verklungen sein!

Stumm, in starrem Grauen versteinert, schloss der Freiherr den Turm zum letzten Mal ab.

Die Umgegend wurde abgesucht, die verhängnisvolle Stelle gefunden, von Fachleuten zugemauert. Nur ein Kreuz mit dem sterbenden Heiland erinnerte daran, dass, unten, tief unten, unschul-

dige Kinder ihren letzten Schlaf schliefen.

Und als dies alles getan, fand man an einem schönen Abend den Freiherrn tot an seinem Schreibtisch sitzen.

— Herzschat! — sagte der herbeigerufene Arzt.

— Gebrochenes Herz! — sagten die einfachen Dorfleute, die ihm das letzte Geleit gaben. . . .

*

Fast ein Menschenalter ist seither verflossen. Die Jahre sind über das Land gezogen, haben Lust und Leid gesät.

Annemarie, die blühende, lebensfrische Annemarie, ist alt und grau geworden.

Ihr umnachteter Geist weiss nichts von gestern, nichts von morgen. Sie freut sich wie ein Kind am Spiel der Sonnenstrahlen, am Jubeln der Vögel, an Licht und Wärme.

Wenn sie zitternd und gebückt, ein altes Weiblein, durch die Strassen des Dorfes schreitet, folgen ihr ehrfurchtsvolle, mitleidige Blicke.

Und wenn an langen Winterabenden der Nachbar zum Nachbar geht, und sich die Hände in fleissiger Arbeit re-

gen, erzählt wohl eine alte Grossmutter den eifrig Lauschenden von jener längst verflossenen Zeit, als « Blaubarts Turm » seine Opfer forderte. Und die Stimmen klingen leiser, und manch ein junges Herz flattert ängstlich, wie ein aufgeschrecktes Vögelein.

Der Turm aber, « Blaubarts Turm », trotz dem Verfall.

Von allen gemieden, verbirgt er sein grauensvolles Geheimnis hinter moosbewachsenen Mauern, im Schatten düsterer Tannen. Sogar die Vögel haben seine Nähe verlassen. Wo früher fröhliches Gezitscher junge Liebespries, herrscht jetzt Todesstille. Und wenn ein verspäteter Wanderer den Feldweg entlang geht und den Söller geisterhaft über die Parkmauer ragen sieht, schlägt er ein Kreuz und beschleunigt seinen Schritt.

Das ist die wahre Geschichte von « Blaubarts Turm », so wie sie in Lissenhausen, in den Spinnstuben, während der langen Winterabenden, wissende Greise der lauschenden Jugend verkünden, während das letzte Opfer des verfallenen Turmes langsam dem erlösenden Tod entgegendämmert.

G. STAUB-GRANDMOUGIN.

Naturgeschichte.

Dieses Jahr wollen wir einige interessante Reptilien etwas näher betrachten; da diese Familie sehr stark vertreten ist, haben wir uns auf das Chamäleon und einige Eidechsen beschränkt.

Die Reptilien sind mit Hornschuppen und Hornplatten bedeckte Wirbeltiere.

Die Eidechsen sind meist kleinere Saurier, von derselben Körperform wie die Krokodile, und haben ebenfalls Hornschuppen und Hornplatten als Bekleidung. Der Kopf ist zugespitzt. Das Maul lässt sich nicht stark

erweitern; die Zähne sind bei vielen seitlich an den Kiefern angewachsen. Die zum Tasten bestimmte Zunge ist meist lang und sehr beweglich. Es sind deutliche Augenlider vorhanden; ebenso ist das Trommelfell sichtbar. Der Rumpf endigt mit einem langen Schwanz, welcher oft leicht abfällt und dann wieder nachwachsen kann. Die vier Füsse haben Krallen; nur zwei Beine besitzt die Handwühle (Mexico); gar keine äusserlich sichtbare Beine hat die Blindschleiche.

Die Eidechsen, Insektenfresser, finden wir überall, aber besonders in